

Kann man sich eine Lebensform wirklich vorstellen?

(Wilhelm Vossenkuhl)

Diese Frage scheint für Wittgenstein und nicht nur für ihn problemlos zu sein. Im §19 der PhU sagt er, dass man sich „unzählige“ Sprachen vorstellen könne, z.B. solche, die nur aus Befehlen und Meldungen oder nur aus Fragen, Bejahungen und Verneinungen bestehe. Er bringt diesen Gedanken anschließend gleich auf den Punkt, wenn er sagt, dass sich eine Sprache vorstellen so viel heiÙe wie sich eine Lebensform vorstellen. Damit wäre das Problem erledigt, bevor es eins gab. Sich so etwas wie eine Lebensform vorstellen, bedeutet so viel wie sich ein Sprachspiel ausdenken (z.B. §21), und dieser geistigen Aktivität scheint keine Grenze gesetzt zu sein. Wenn wir uns dann aber genauer ansehen, was Wittgenstein unter „Lebensform“ versteht und was er zum Thema ‚Vorstellen‘ und ‚Vorstellungen‘ zu sagen hat, gibt es doch ein Problem. Es besteht aus drei Teilen, einmal aus der Frage, wie Wittgenstein selbst zu verstehen ist; denn bei genauerem Hinsehen müssen wir erkennen, dass ‚sich etwas vorstellen‘ keineswegs immer bedeutungsgleich ist mit ‚sich etwas ausdenken‘. Wittgenstein rät uns, mit dem Sprachspiel des Vorstellens anders umzugehen, als wir dies gewöhnlich tun. Wenn er Recht hat, ist es – zum Zweiten – fraglich, ob wir uns eine Lebensform überhaupt vorstellen können. Und wenn dies so ist, dann ist es – drittens – noch fraglicher, ob wir die Vorstellung einer Lebensform brauchen, um zu verstehen, was eine Lebensform ist. Und wenn dies fraglich ist, dann wird es sich wohl mit anderen Lebensformen und deren Verständnis ähnlich verhalten.

Lebensformen als Systeme sozialer Regeln

Zunächst müssen wir feststellen, dass Sprache und Lebensform nicht einfach gleichgesetzt werden können. Das eine setzt das andere voraus. Eine Sprache ist eingebettet in eine Lebensform und setzt diese voraus, und nicht umgekehrt. Was da vorausgesetzt wird, ist aber von derselben Art, nämlich der Gebrauch von sprachlichen Ausdrücken. Anders als über das Ausdrucksgeschehen lässt sich eine Lebensform nicht erkennen. Es sind aber nicht nur sprachliche Laute, um die es geht, sondern Gesten, Intonationen, Gesichtsausdruck, Tastempfindungen, die ganze Bandbreite an Aktivitäten, die mit dem Sprechen verbunden sind (PhU § 24). Die Tätigkeit des Sprechens setzt die Sprachspiele einer Sprache voraus, und die Sprachspiele kommen und gehen, entstehen, veralten und werden vergessen. Das Sprechen sei Teil einer Tätigkeit oder einer Lebensform, heißt es im gleichen Zusammenhang (PhU § 23).

Wenn eine Sprache in eine Lebensform eingebettet ist, bedeutet dies, dass die Bedeutung jeder Äußerung mitbestimmt wird durch die vielen Aspekte sprachlicher Praxis. In diesem Sinn können wir eine Lebensform, wie Eike von Savigny vorschlägt, als System sozialer

Regeln verstehen.¹ Zusammengehalten werden die Sprachspiele und die Lebensform durch das Regelfolgen. Einen festen Bestand von Sprachspielen und Regeln gibt es zwar nicht, aber die Art und Weise, wie die Regeln praktisch befolgt werden, gibt den vielen Sprachspielen eine gewisse Kohäsion. Wenn dieser praktische Zusammenhalt aufgelöst würde, gäbe es die entsprechende Sprache nicht mehr. Eben dies wiederum ist vorstellbar. Wir können uns z.B. vorstellen, dass es auf Baustellen keine Maurer mehr gibt, die ihren Gesellen bestimmte Befehle zurufen, die entsprechend befolgt werden. Wenn dieses Sprachspiel des Befehlens nicht mehr gespielt wird, weil es die entsprechende Lebensform der Maurer nicht mehr gibt, nützt es wenig, wenn jemand auf einer Baustelle „Platte“ oder „Ziegel“ ruft. Dies ist ein Beispiel für ein Sprachspiel und für ein System sozialer Regeln im Kleinen. Im Großen gibt es ähnliche Systeme, Lebensformen, in die Sprachen eingebettet sind.

Wir können uns beliebig viele Beispiele für den Verfall einer Lebensform vorstellen. Jede dieser Vorstellungen ist aber davon abhängig, dass wir sie in den Rahmen einer uns bekannten, größeren Lebensform stellen können. Ohne diesen Hintergrund können wir uns weder eine Lebensform noch deren Verfall vorstellen. Können wir uns aber diesen größeren Rahmen selbst, also die Lebensform, in der wir leben, als ganze vorstellen? Müssen wir uns dazu nicht den Rahmen, innerhalb dessen wir uns überhaupt etwas vorstellen können, noch einmal vorstellen können? Wir werden gleich sehen, dass schon die erste dieser beiden Fragen zumindest missverständlich, vielleicht falsch gestellt und die zweite deswegen unsinnig zu sein scheint. Missverständlich, ja falsch an der ersten Frage ist, wenn Wittgenstein Recht hat, dass sie Vorstellungen nach dem Modell von Gegenständen behandelt und dass wir genau dies nicht tun sollten. Vorstellungen können nicht wie Gegenstände verstanden werden, das ist seine Botschaft.²

Vorstellungen sind keine inneren Bilder

Wir wissen zwar noch nicht genau, warum, aber Vorstellungen sind keine Gegenstände; das ist das Erste. Das Zweite ist, Vorstellungen sind auch dann keine Gegenstände, wenn sie sich auf Gegenstände beziehen. Wir können uns natürlich beliebige Gegenstände wie Schuhe, Schlüssel, Autos, etc. vorstellen. Ich kann mir z.B. den oder jenen Schuh vorstellen, den ich mir kaufen will. Wenn ich mir aber etwas von dieser Art vorstelle, so Wittgenstein, identifiziere ich es nicht mit Hilfe der inneren Wahrnehmung eines Bildes. Dies widerspricht scheinbar dem, was wir gewöhnlich annehmen. Ist es nicht so, dass ich dann, wenn ich einen Schuh sehe, der meiner Vorstellung entspricht, sage, „genau so habe ich ihn mir vorgestellt“?

¹ Savigny, E.v. (Hg.), Ludwig Wittgenstein. Philosophische Untersuchungen, Berlin 1998, 29.

² Wittgenstein zeigt dies in den §§ 375-385 PhU. Dazu O. R. Scholz in seinem Beitrag „Vorstellungen von Vorstellungen“ in: Savigny, E.v. (Hg.), a.a.O., 194.

Damit will ich sagen, dass der Schuh, den ich sehe, genau meiner Vorstellung eines Schuhs, den ich kaufen will, entspricht. Das kann nicht nur so sein, sondern ist häufig so. Um welches Problem geht es dann überhaupt?

Der Punkt, um den es hier geht, ist klein, aber folgenreich. Wittgenstein sagt in scheinbarer Übereinstimmung mit den alltäglichen Überzeugungen: „Eine Vorstellung ist kein Bild, aber ein Bild kann ihr entsprechen.“ (PhU § 301) Wenn wir uns diesen Satz überlegen, stellen wir fest, dass wir gewöhnlich genau das Umgekehrte denken. Wir nehmen fälschlich an, dass wir uns in der Vorstellung ein Bild von etwas machen, das dann mit der Sache selbst übereinstimmt oder nicht. Wir unterstellen dabei, dass das Bild in der Vorstellung ist. Genau das ist falsch. Bilder können wir zwar sehen, wir können sie uns aber nicht vorstellen. Nehmen wir das Schuhbeispiel. Ein Schuh kann tatsächlich meiner Vorstellung entsprechen. Dennoch ist meine Vorstellung des Schuhs kein Bild. Erst dann, wenn ich den Schuh sehe, habe ich ein Bild von ihm, das auch andere sehen können.

Dass Vorstellungen keine Bilder sind, ist eine folgenreiche Einsicht Wittgensteins. Für Bilder haben wir öffentlich zugängliche Weisen der Identifikation, für Vorstellungen nicht. Dies wird besonders deutlich an der Vorstellung von Schmerzen (PhU § 300) oder anderer innerer Vorgänge wie Kopfrechnen (PhU § 364), die Wittgenstein diskutiert. Er bringt seine Überlegungen auf den Punkte, wenn er sagt, dass wir uns nicht fragen sollten, was Vorstellungen sind, sondern wie wir das Wort ‚Vorstellung‘ gebrauchen; aber dabei gehe es nicht nur um Worte, sagt er (PhU § 370). In der Tat, es geht um die Einsicht, dass Vorstellungen keine geistigen Bilder sind, dass sie nicht wie Bilder identifizierbar sind, dass sie keinen Beitrag bei der Identifikation von Ausdrücken mit gleicher Bedeutung leisten. Alle diese Besonderheiten können wir in der Einsicht zusammenfassen, dass Vorstellungen weder eine semantische noch eine epistemische Funktion haben. Und dies hat Auswirkungen auf die Frage dieses Beitrags.

Vorstellen und Verstehen

Die Ausgangsfrage war, ob wir uns eine Lebensform, z.B. diejenige, in der wir selbst sprechen und handeln, vorstellen können. Natürlich hatte diese Frage einen praktischen Zweck, nämlich den, etwas darüber zu erfahren, ob die Vorstellung einer Lebensform deren Verständnis zugrunde liegt. Müssen wir uns eine Lebensform erst vorstellen, um sie verstehen zu können? Nach allem, was wir aus Wittgensteins Überlegungen gewonnen haben, offenbar nicht. Denn Vorstellungen haben, wovon auch immer, keine semantische oder epistemische Funktion. Deswegen können sie auch inhaltlich nichts zum Verständnis einer Lebensform oder von irgendetwas anderem beitragen. Bedeutet dies, dass das Verstehen völlig unabhängig von der Vorstellung dessen ist, was wir verstehen wollen?

Diese Konsequenz scheint dem gesunden Menschenverstand zu widersprechen. Es wird wohl so sein, dass wir nur das verstehen, was wir auch erkennen können; und Vorstellungen liefern, nach allem, was Wittgenstein uns sagt, keinen Beitrag zur Erkenntnis einer Sache. Es leuchtet aber nicht ein, dass das Verständnis einer Sache gänzlich unabhängig und losgelöst von der Vorstellung ist, die wir von ihr haben. Dies leuchtet uns ganz besonders bei einer Lebensform nicht ein. Ist es nicht aus heuristischen Gründen so, dass wir erst eine Vorstellung von einer Lebensform brauchen, quasi eine Ahnung von dem, was es sein kann, um herauszufinden, was wir überhaupt verstehen wollen und können? Haben Vorstellungen nicht wenigstens eine heuristische Funktion? Begleiten sie uns nicht auf dem Weg zum Verstehen einer Sache?

Wittgenstein will dies nicht bestreiten. Er sieht keinen Grund, daran zu zweifeln, dass wir uns z.B. eine Farbe vorgestellt haben, die wir jemandem empfehlen wollen. Was er bezweifelt, ist, dass wir „zeigen oder beschreiben können, welche Farbe wir uns vorgestellt haben, ...“ (PhU § 386) Die Identifikation der Farbe ist über die Vorstellung von ihr nicht möglich. Es ist aber ohne weiteres möglich, vielleicht sogar normal, sich eine Farbe vorzustellen und erst dann, wenn man sie sieht, zu sagen, dass es genau die Farbe war, die man sich vorstellte. Wir könnten dann sagen, „schau, diese Farbe meinte ich“. In diesem Fall ist es so wie beim oben erwähnten Kauf der Schuhe, die ich mir vorstellte.

In Fällen dieser Art können Vorstellungen dazu beitragen, das Vorgestellte zu finden. Allerdings kann diese heuristische Funktion einer Vorstellung nur wirksam werden, wenn sehr viele Voraussetzungen erfüllt sind. Im Falle der Farbe muss z.B. klar sein, was eine Farbe ist. Es muss das gegeben sein, was man eine gemeinsame Lebensform nennen kann. Auf die Frage: „Wie erkenne ich, dass diese Farbe Rot ist?“ antwortet Wittgenstein „Ich habe Deutsch gelernt“ (PhU § 381). Der Hinweis auf die Sprache und die Lebensform, in die sie eingebettet ist, erklärt die Farbe nicht, sondern nur die Fähigkeit, sie zu identifizieren. Ohne die gemeinsame Lebensform ist weder die Farbe als solche erkennbar noch kann die Vorstellung von ihr dazu beitragen, sie zu finden.

Eine Lebensform der Lebensformen?

Wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, wenn eine gemeinsame Lebensform nicht vorausgesetzt werden kann, scheint es nicht möglich zu sein, etwas als Farbe oder eine bestimmte Farbe zu identifizieren. Vorstellungen, so können wir resümieren, tragen nur dann etwas zum Verstehen einer Sache bei, wenn die Voraussetzung einer gemeinsamen Lebensform erfüllt ist. Damit sind Vorstellungen nicht als irrelevante mentale Phänomene diskreditiert, sondern einem bestimmten Rahmen zugeordnet, in dem sie eine heuristische Funktion haben können.

Wenn dieser Rahmen, die gemeinsame Lebensform, nicht vorausgesetzt werden kann, haben sie auch keine Funktion. Meine Vorstellung einer Farbe ist bedeutungslos, wenn derjenige, dem ich sie an irgendeinem Beispiel zeigen will, nicht weiß, was eine Farbe ist. Er wird nicht verstehen, wovon die Rede ist.

Wenn die heuristische Funktion von Vorstellungen aber in der eben beschriebenen Weise von einer gemeinsamen Lebensform abhängig ist, erscheint die Frage, ob wir uns eine Lebensform vorstellen können, in einem anderen Licht. Die Frage hat nur Sinn, wenn es eine gemeinsame Lebensform gibt, in der die Vorstellung einer Lebensform dazu führen kann, sie zu identifizieren. Jemand, dem ich sagen wollte, welche Lebensform ich im Sinn habe, müsste schon wissen, wofür ich nach einem Beispiel suche, um dann verstehen zu können, was ich meine, wenn ich ihn auf ein bestimmtes Beispiel aufmerksam mache. Der Hinweis auf einen Gamsbart begleitet von den Worten „das habe ich mit ‚bayerischer Tracht‘ gemeint“, wird nur für denjenigen verständlich sein, der schon weiß, dass eine ‚Tracht‘ eine bestimmte Weise ist, sich zu kleiden.

Nehmen wir an, es ist so, dass wir Vorstellungen nur auf dem Hintergrund einer gemeinsamen Lebensform eine heuristische Funktion zuschreiben können. Wir könnten dann Dinge oder Verhaltensweisen, die wir uns vorstellen, nur identifizieren, wenn wir sie tatsächlich wahrnehmen und der Adressat die Lebensform kennt, in der sie eine bestimmte Bedeutung haben. Mit der Lebensform selbst können wir dies nicht tun, es sei denn, es gibt eine Lebensform, die über diejenige hinausreicht, die wir uns vorstellen. Beim Sprachspiel der Maurer war das so. Weil deren Lebensform, die sich im Sprachspiel des Befehls äußerte, in die Lebensform ihrer Sprache eingebettet war, konnten wir uns eine Vorstellung von ihr machen. Mit einer Lebensform als ganzer, in die eine Sprache eingebettet ist, gelingt uns das nicht. Es sei denn, es gibt eine Lebensform der Lebensform, also eine universale Lebensform, in die unsere eigene und jede andere eingebettet ist. Natürlich müssten wir uns so eine Lebensform wiederum vorstellen können, und auch dies würde nur gelingen, wenn es einen Rahmen geben würde, in dem wir dem Vertreter einer anderen Lebensform erklären könnten, was wir uns vorstellten. Die heuristische Funktion von Vorstellungen, angewandt auf die Vorstellung einer Lebensform führt offenbar in einen Regress und erschöpft sich damit rasch. Offenbar müssen wir die heuristische Funktion von Vorstellungen auf das einschränken, was wir innerhalb einer gemeinsamen Lebensform identifizieren und mitteilen können. Damit ist zwar nicht ausgeschlossen, dass es eine universale Lebensform gibt. Es ist aber ausgeschlossen, dass die Vorstellung einer Lebensform zu ihr führt. Heißt dies, dass wir uns keine Lebensform vorstellen können, nicht einmal die eigene?

Es scheint so, jedenfalls für die Vorstellung der Lebensform, in die unsere Sprache eingebettet ist. Zu diesem Ergebnis kommen wir aber nicht nur über die Prüfung der heuristischen Funktion von Vorstellungen. Schon auf die Frage, ob wir uns eine Lebensform als ganze vorstellen können, gibt es keine sinnvolle Antwort. Wir können die Frage nämlich sowohl bejahen als auch verneinen, und wir können nicht entscheiden, welche der beiden Antworten richtig ist. Wenn wir sie bejahen, unterstellen wir eine Lebensform, die den Rahmen bildet, in dem wir die eigene identifizieren können. Wenn wir die Frage verneinen, unterstellen wir, dass es diesen Rahmen nicht gibt. Wir wissen aber nicht, ob es den Rahmen gibt oder nicht. Mit der Bejahung jener Frage ist offenbar ebenso viel gewonnen wie mit der Verneinung. Eine Frage, welche beide Optionen, Bejahung und Verneinung, zulässt, ist irrelevant und letztlich unsinnig. Entsprechend kann sie auch keine Bedeutung für die weitere Frage haben, ob die Vorstellung einer Lebensform deren Verständnis ermöglicht.

Wenn Vorstellungen Bilder wären, könnten wir uns ein Bild unserer Lebensform machen und dann auch darüber sprechen, ob es das richtige Bild ist oder nicht. Ein Bild unserer Lebensform können wir durch die Beschreibung oder Darstellung des Sprachgebrauchs durchaus gewinnen. Vorstellungen haben darauf aber keinen entscheidenden Einfluss. Es bestehe Unklarheit darüber, „welche Rolle *Vorstellbarkeit* in unserer Untersuchung spielt“ (PhU § 395), sagt Wittgenstein. Die Antwort ist, dass sie keine Rolle für die Bedeutung und das Verständnis dessen spielt, was eine Lebensform ist und was zu ihr gehört. Es erscheint unsinnig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob der Vorstellungsrahmen, den eine Lebensform vorgibt, selbst vorstellbar ist. Aber selbst dann, wenn Vorstellungen bedeutungsrelevante Tätigkeiten wären und eine Rolle für die Bedeutung der Sätze einer Sprache spielen würden, wäre die Vorstellung einer Lebensform unsinnig, weil die Bedingung, unter denen eine Tätigkeit möglich ist, nicht Teil dieser Tätigkeit sein kann.

Kulturrelativismus?

Was folgt aus der eben gewonnenen Einsicht? Zum einen können wir uns nicht einmal von der eignen Lebensform eine Vorstellung machen. Zum anderen fehlt uns damit ein heuristisches Mittel, das wir benutzen könnten, um anderen ein Verständnis unserer Lebensform zu vermitteln. Sind wir damit zum Kulturrelativismus verurteilt? Die Antwort ist negativ, wenn damit gemeint wäre, dass niemand die Grenzen der eigenen Lebensform überwinden und nichts von dem verstehen könnte, was in einer anderen Lebensform Bedeutung hat. Nichts spricht für diese Art Gefangenschaft und Befangenheit. Die Antwort auf die eben gestellte Frage ist positiv, wenn ‚Kulturrelativismus‘ bedeutet, dass man sich erst eine Lebensform aneignen muss, um verstehen zu können, was in ihr Bedeutung hat. Nichts spricht dafür,

dass wir uns lediglich eine Lebensform aneignen können. Aber alles spricht dafür, dass wir vor dem Verständnis der Äußerungsweisen einer anderen Lebensform uns diese erst als ganze aneignen müssen. Erst damit erwerben wir uns auch die Fähigkeit, die Äußerungsweisen einer anderen Kultur kritisch zu beurteilen. Kulturrelativismus in diesem Sinn ist eine unverzichtbare Voraussetzung für das Verständnis fremder Kulturen. Und wenn wir uns eine andere Lebensform angeeignet haben, können wir uns auch vorstellen, welche Bedeutung bestimmte Äußerungsweisen in dieser Lebensform haben. Was wir dann davon halten, ist eine andere Frage.